

Christian Wurstisen

Autor(en): **Burckhardt, Achilles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur vaterländischen Geschichte**

Band (Jahr): **12=2 (1888)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-110916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Wurstisen.

Vortrag gehalten beim fünfzigjährigen Jubiläum der
Historischen und Antiquarischen Gesellschaft,

den 16. September 1886

von

Achilles Burckhardt.

Jubeltage sind Tage des Rückblicks in die Vergangenheit, sind Tage des Ausblicks in die Zukunft. Ist der Rückblick ein befriedigender, so ist auch der Ausblick ein hoffnungsvoller. Es könnte heute fast geboten erscheinen, den Blick auf die vergangenen fünfzig Jahre unserer Gesellschaft zu lenken, ihr Leben, ihre Entwicklung zu prüfen und nach dem Resultat dieser Prüfung ein mehr oder minder frohes Bild der Zukunft zu entwerfen. Ja, wenn der Mann noch unter uns weilen würde, dem es vor Allen gebührte, heute hier zu stehen: Wilhelm Vischer würde mit Fug und Recht den Massstab an die Leistungen der Vergangenheit anlegen und der Arbeit der Zukunft die Bahn weisen. Das wäre eine Aufgabe, die dem bewährten Führer geziemte; mir, dem schlichten gregarius miles, erlassen Sie dieselbe und gestatten mir, dass ich Sie — auch zurückführe — aber nicht um fünfzig Jahre, sondern um drei volle Jahrhunderte, nicht zu den Gründern der Basler historischen Gesellschaft, sondern zu dem Begründer der Basler Historie, zu Christian Wurstisen.

Es ist kein buntes, vielbewegtes Humanistenleben, das sich vor uns entrollen wird, Wurstisens Leben sind seine Schriften; auf seine Forschungen hat er alle seine Kraft verwandt, durch die Früchte dieser Forschung

lebt er auch bei den folgenden Geschlechtern weiter, soweit sie in der Erkenntniss der Vergangenheit des eignen Stammes eines der schönsten menschlichen Vorrechte erblicken.

„Anno Domini 1545 uf Sonntag nach Michaelis“, so melden die Bücher der Weinleuten Zunft, „ist Pantaleon Wurstisen von Liechstal diese ehrsame Zunft gelihen worden nach Sitt, Recht und Harkommen der Zunft; und hat 6 Gulden der Zunft und die 8 Schilling dem Meister zalt“. Noch öfter finden wir den Namen Pantaleons eingetragen, wo seine Erhöhung zum Sechser oder Vorgesetzten, zum Meister, ja 1561 zum Rathsherrn vermerkt wird. Er bewohnte das Haus zum Schaltenbrand; hier verlebte der Anfangs 1544 geborne Sohn Christian seine Kinderjahre. Von des Vaters weiterer Lebensstellung wird nicht berichtet; eine Beschäftigung seiner Mussezeit war es, wenn er aus alten Chroniken Legenden über Klosterstiftungen und dergleichen auszog. In der Schule auf Burg war der Sohn Zögling des Thomas Plater. Dieser mag später keinen Beweis des Dankes darin erblickt haben, dass im Jahre 1578 sein einstiger Schüler, nun zum Rektorat der Universität emporgestiegen, in einer Revision der Schulordnung, die er mit des gealterten Platers Nachfolger Praller und Theodor Zwinger vornahm, die Anstalt tief unter die Stufe erniedrigte, welche der bewährte Meister so energisch behauptet hatte, so dass nicht allein Rhetorik und Dialektik, sondern auch Vergil, Horaz und Lucian aus dem Pensum schwanden. Plater erlebte die Genugthuung nicht mehr, dass Wurstisen später, als er zum zweiten Mal der Universität vorstand, in Verbindung mit Zwinger, Jakob Grynaeus, Brandmüller und Beatus Helius auf Beschluss des Rathes, den die aufblühenden Jesuitenschulen ringsum schreckten, „da unsers Glaubens Wider-

wärtige durch ihre Jesuiter uns hierin fürzutreffen unterstehen“, einen Vorschlag brachte, der seinen Forderungen und den wirklichen Bedürfnissen entsprach; geeilt wurde nicht mit der Durchführung dieser Reform, es vergiengen drei Jahre, bevor etwas geschah; erst am 23. Februar 1588, fünf Wochen vor Wurstisens Tod, wurde eine Organisation beschlossen, welche das Gymnasium von 6 Klassen, wie es bis auf unsre Zeit bestanden hat, errichtete. Dass Wurstisen übrigens die hohe Begabung seines Lehrers wohl zu würdigen verstand, beweist eine Biographie Platers, welche in den hinterlassenen Papieren Wurstisens aufbewahrt wird.

Ein „Mittelhus“ zwischen der hohen Schule und der niedern Schule war das Pädagogium, hier wurde Wurstisen 1558 eingeschrieben, 1560 empfing er die prima laurea; 1562 sodann wurde er zum Magister oder Dr. Philosophiæ promoviert. Der Promotor Johann Hospinianus war wohl von Stolz erfüllt, als er mit vier Jünglingen in den Doktorsaal des untern Collegiums trat; hatte er doch in lateinischen Distichen zur Feier eingeladen und darin alle Priester der Musen herbéiggerufen:

Decrevit Sophiæ quoniam venerabilis ordo
Rauracæ columnen grande decusque scholæ
Hosce magisterii juvenes decorare corona,
— Continuo quorum nomina scripta leges —
Vos precor Aonidum colitis qui templa sororum
Grataque sufficitis thura cremenda focus . . . u. s. f.

Nachdem der Promotor die Feier eröffnet hatte, trugen die Candidaten Abhandlungen über die ihnen gestellten Themata vor. — Wurstisen hat alle Reden des Actus aufgezeichnet. — Er selbst sprach zwei Folio-Seiten über irgend eine logische Sophisterei; darauf erhob sich wieder der Promotor zu einer langen oratio de veritate. Nach der Ernennung der Doctoren fuhr

er fort „nunc et specimina dabit, quem ad modum vos ad interpretandos bonos autores, quod præcipuum est in munere vestro, comparaturi sitis; tibi igitur D. Christiane primum librum Homericæ *Ἰλιάδος* trado“. Die andern Aufgaben waren Ciceros erster catilinarischer Rede, der vergilischen Aenëis und der ersten olynthischen Rede des Demosthenes entnommen. Zum Schluss folgte die gratiarum actio der vier jungen Magistri „und wir bitten mit David“, heisst es da, „Herr, öffne unsre Lippen, dass unser Mund dein Lob verkündige. Lasst uns singen mit den heiligen Engelchören: gloria in altissimis Deo, sanctus, sanctus, sanctus Dominus deus exercituum!“ Beim offiziellen Schmaus, für den das Gesetz die Zahl der Gänge und Gäste vorschrieb, die Obrigkeit aber den Ehrenwein spendete, folgte „finito convivio“ noch eine letzte, jetzt deutsche gratiarum actio.

So war Chr. Wurstisen wohl vorbereiteter Studio-
sus Theologiæ; aber er gehört zu den vielseitigen Män-
nern des XVI. Jahrhunderts, die mit einer Fachwissen-
schaft sich nicht begnügend, sich in mehrern von einander
weit abliegenden Gebieten heimisch zu machen streben.
Während er in seinem erwählten Studium einen solchen
Grund des Wissens legte und sich dermassen zum
Herren der hebräischen Sprache machte, dass ihm nach
Jahren die Professur des alten Testamentes übertragen
wurde, trieb er tiefgehende mathematische und histori-
sche Studien. 1563 finden wir Wurstisen in seinem ersten
Amt; er ist Pfarrer in Grosshüningen geworden, das bis
in den dreissigjährigen Krieg zu Basel gehörte. Bald
bewohnt er, als Verweser der Helferei zu St. Theodor
vom Rath verordnet, ein Zimmer im Kloster Klingenthal.
In dieser Stellung machte er bittere Erfahrungen, die
ihn tief verletzten. Schon anderthalb Jahre waltete er

seines Amtes, als am 4. Januar 1566 der Schultheiss eine Versammlung „des Pfarrers, der Hauptleuten der mindern Stadt und der Pfleger zu St. Theodor“ zur Berathung berief, ob man Wurstisen definitiv die Helferstelle übertragen wolle. Sie lobten zwar seinen Verstand und sein Leben, aber die Klein-Basler erklärten, „sie kondent ihn nit verstôn | und fassen in sînen Predigen, was er rede; er solle noch länger Verweser sein“.

Aecht baslerisch wurde ihm dieser Beschluss eines Tages auf der Pfalz durch seinen Gevatter Huldreich Socin mitgetheilt. Trotzdem forderte ihn Antistes Simon Sulzer auf, die Helferwohnung zu beziehen; er aber beharrte darauf, bis zum Austrag der Sache im Kloster zu bleiben. Man sah sich nach andern um; der Pfarrer zu St. Theodor tröstete ihn, „ob er schon sollte Urlaub haben — d. h. entlassen werden — habe er da doch nichts zu verlieren, er wäre doch ein Professor der hohen Schul“. Allein Niemand wollte unter diesen Umständen die Helferstelle übernehmen, ein junger Theologe Falkner erklärte, „wenn sein Praeceptor — Wurstisen — nicht gut genug sei, dass er sîn Discipulus sich dessen nicht vermessen könne“. Der Schultheiss meinte dann, „er habe sich seit einigen Wochen gebessert, das Volk könne ihn jetzt wohl verstehen, er solle ins Pfarrhaus einziehen, die Wahl werde dann bald erfolgen“. Diesen Worten und einem solchen Umschwung der Stimmung traute er nicht, er merkte, dass er doch nicht genehm sei; und so war es. Denn in einer neuen Versammlung, so erzählt er selbst, ward endlich abgeredet, dass sie ihn nicht verstehen könnten. Man berief mehrere zur Probepredigt und am 21. Mai wählten sie Jakob Ritter zum Helfer; „denn solches, fügt er bei, war ihnen von Sulcero (dem Antistes) und Coccio (Pfarrer zu St. Peter und Professor) ange-

tragen worden“. In einem Schreiben an den Bürgermeister bat dann Wurstisen um Entlassung, er hebt hervor, dass er während der Pestzeit zu einem Verweser des Diakonats gesetzt worden sei, und dass er nach seinen Gaben in dieser Stelle gearbeitet habe. Er hofft, „da er ohnediess ehrwürdiger Universität Diener sei, seine Studien dermassen zu persecuieren und fürzutrucken, dass er mit Gottes Hilf der Tage einest mit mehr Frucht und Lob seinen Dienst dem gemeinen Nutzen leisten könne“. Da er ein ganzes Jahr ohne einige Besoldung im Amt gestanden, ihm auch von seiner Professur, wie es Brauch war, wo der Docent noch ein andres Amt bekleidete, nur die halbe Competenz gegeben würde, ersucht er den Bürgermeister, ihn nicht zu Schaden kommen zu lassen. In einer väterlichen Antwort ordnet der Rath sofortige Erledigung der Besoldungsfrage durch die Pfleger von St. Theodor an. „Sie habind mir in baarem Geld nachgeben müssen 48 fl.“ setzt er mit einer gewissen Genugthuung an den Rand seiner Erzählung. Dann stellt der Bürgermeister ihm vor, „wie die Gaben mancherlei seien und manchem verweigert sei, mit Reden dem Volk angenehm zu sein, und wie er doch auch etwas Klagen veranlasst habe. Die gnädigen Herren aber wissen, dass er andere Gaben habe, der man wohl zu bruchen habe; dorum so solle er in dem Faal wohl zu Muot sin und denken, dass ihm diese Veränderung mehr zuo sînem Guote dann zuo Schaden dienen solle und werde. Also hab ich uf exaudi zû abent, welches der 26. Tag Maji war, mîn letzte Predig zu St. Clara tôn, uff welchen Tag die Burgerschaft den Holifern uff dem Kornmarkt gespylt hat; also mîn ganzis Amt in dem Namen mînes Gottis beschlossen“. Wurstisen hat diese ganze Verhandlung — wie schon angedeutet — sorgfältig aufgezeichnet;

durch das ganze Schriftstück geht ein Zug bitterer Enttäuschung; er hatte auf sein Amt in eifrigem Studium sich wohl vorbereitet, am Lager der Pestkranken hatte er seine Seelsorge begonnen, und nun wurde er — so stand seine Ueberzeugung fest — aus nichtigen Vorwänden, vielleicht auf Intriguen der Obern, ohne Dank entlassen. Seine Stimmung spricht er auch in den Psalmworten aus, die er hebräisch und lateinisch auf den Umschlag der Schrift gesetzt hat; wir lesen da neben anderm: *Multiplicantur osores mei sine causa.*

Er habe nichts zu verlieren, er sei Professor der hohen Schule, damit hatte man Wurstisen, wie wir sahen, beruhigen wollen; das war er allerdings seit am 18. October 1564 die Pest seinen Lehrer, den Friesen Acronius, auch einen der vielseitigen Männer des Jahrhunderts, hinweggerafft hatte, der ausser der Mathematik auch die Logik lehrte, und, damit noch nicht zufrieden, nebenbei Medicin studierte und wenige Monate vor seinem Tod von Felix Plater zum Dr. Medicinæ promoviert wurde.

Ich würde gern darauf verzichten, von der mathematischen Thätigkeit Wurstisens zu sprechen; allein, da dabei eine für die Schätzung Wurstisens wichtige Frage mit ins Spiel kommt, kann ich es nicht umgehen. Zu Ihrer Beruhigung vernehmen Sie, hochgeehrte Herren, dass Sie sich, so weit mathematische Dinge in Betracht kommen, nicht meiner, sondern der bewährten Führung des Herrn Prof. Rudolf Wolf anvertrauen. Gleich 1565 liess Wurstisen eine *doctrina Arithmetica* erscheinen, sowie eine Ausgabe von Purbachs Planetentheorie sammt einem Commentar. Noch die Nachfolger Wurstisens auf dem mathematischen Lehrstuhl legten diese Schriften ihren Vorlesungen zu Grunde; diess und die zahlreichen Auflagen, welche beide Schriften erlebten, geben uns

das schönste Zeugniß für ihre Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit. Während seiner Lehrthätigkeit im Jahr 1568 wurde Tycho Brahe in Basel immatriculiert, und der allseitige Pariser Gelehrte Petrus Ramus lernte ihn während eines Aufenthaltes in Basel so schätzen, dass er ihn ersuchte, sein lateinisches Werk über die Arithmetik ins Deutsche zu übersetzen. Auch in den historischen Werken blickt der Mathematiker und Astronom durch. Es war ja Sitte der Zeit in den Geschichtsbüchern die Erscheinungen am Himmel und die auffallenden Witterungsverhältnisse unermüdlich zu verzeichnen und zugleich die Erlebnisse Einzelner und ganzer Völker auf diese Zeichen am Himmel zurückzuführen. Männer, welche in der Geschichte der exacten Wissenschaften eine unendlich höhere Stellung einnehmen als Wurstisen, wie Keppler, Tycho Brahe u. a., haben mit und ohne eigenen Glauben an der Sache Theil. Wurstisens Chronik unterscheidet sich darin noch vortheilhaft, dass er wohl eine genaue, oft recht ausführlich gehaltene wissenschaftliche Beschreibung der Erscheinungen mittheilt, dagegen das Astrologische auffallend zurücktreten lässt; in der Regel begnügt er sich mit dieser Beschreibung; oder er führt an, dass z. B. Acronius aus einer Röthe vor Sonnenaufgang Vergiftung der Luft und Pestilenz prognosticiert, ohne seine Zustimmung zu verrathen; zur rothen Sonne von 1572 sagt er, „dass es menglich für eine Bedeutung grossen Blutvergiessens geachtet, welchem auch die Zeit mitgestimmt“. Selten wagt er sich so weit, wie bei der Erscheinung des Cometen von 1576, „was dieses bedeutet, haben Italien, Frankreich und Niederland befunden, doch erzeugt er auch hierin seine Wirkung, dass er einen heissen, trockenen Sommer mit sich bracht und hin und her mancherlei Feuerzeichen

in der Luft erschienen“. Im Ganzen theilen sich solche Ausdeutungen nicht mit den Thatsachen in sein Interesse.

An der Universität hatte Wurstisen vorschriftgemäss das ptolemäische Weltsystem zu lehren; aber das hinderte ihn nicht, von der Richtigkeit der Gedanken des Copernicus sich überzeugen zu lassen zu einer Zeit, da die Autorität der Gelehrten noch fest auf der Seite des Alten stand. Man kann nicht sagen, Wurstisen habe geheuchelt; denn in seiner Ausgabe des Purbach spricht er offen von dem Manne wahrhaft göttlichen Geistes, „der zu unsrer Zeit eine Erneuerung der Astronomie mit vielem Glück versucht hat“. Und von dem Märtyrer des copernikanischen Systems, von Galileo Galilei, berichtet Peter Mägerlin, nach hundert Jahren Wurstisens Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Mathematik zu Basel: „Nachdem Galileo Galilei von Christian Wurstisen, meinem Vorgänger, zur Meinung des Copernikus durch einige öffentliche Vorlesungen zu Padua bekehrt war, wie er selbst berichtet, hat er diese Lehre in jener Abhandlung über das Weltsystem mit vielen Gründen ausgebaut“. Die Stelle steht bei Galilei in den berühmten, für den Verfasser so verhängnissvollen Dialogen, wo er drei Personen einführt; die eine vertheidigt das copernikanische, die andre das ptolemäische System; die dritte wiegt beider Gründe dergestalt ab, dass die Sache dem Anschein nach unentschieden bleibt, in Wirklichkeit aber die copernikanische Lehre als die richtige erscheint. Dort lässt Galilei den Sagredo erzählen, als er noch sehr jung war und kaum den Curs der Philosophie beendet hatte, habe ein Mann von jenseits der Alpen von Rostock, er glaube dass sein Name Christian Wurstisen war, ein Jünger der Anschauung des Copernicus, zwei oder drei Vorlesungen vor vielen Zuhörern gehalten. Er (Sagredo) sei verhindert gewesen,

beizuwohnen; die meisten hätten nachher darüber gespottet, als über eine eitle Thorheit. Nur ein kluger Mann habe ihm gesagt, dass die Sache durchaus nicht lächerlich sei; deshalb habe er bedauert nicht hingegangen zu sein. „Von da an fieng ich an, wenn mir einer der copernikanischen Anschauung begegnete, ihn zu fragen, ob er immer auf dieser Seite gewesen sei. Von vielen antwortete mir kaum einer anders, als dass er lange Zeit von der entgegengesetzten Meinung gewesen sei, aber dass er übergetreten, bewogen von der Gewalt der Gründe, die ihn überzeugten“.

Nun hat man erkannt und Favaro hat es in seinem 1883 erschienenen Werke: *Galileo Galilei e lo studio di Padova* neuerdings gezeigt, dass die Erzählung nicht auf Sagredo, der bei Wurstisens Tod erst 17 Jahre alt war, sondern auf Galilei selbst sich beziehe. Dass Rostock genannt wird, fällt als kleiner Irrthum Galileis nicht ins Gewicht; Niemand hat daran gezweifelt, dass unser Chr. Wurstisen gemeint sei; und Peter Mägerlin behält also Recht, dass Galilei durch ihn — wenn auch mittelbar — zur Weltanschauung des Copernikus hinübergeführt wurde. Wir fragen, wo und wann das geschehen sei? Auf einer italienischen Akademie, sagt Galilei selbst und Mägerlin versteht darunter ohne weiteres Padua; Wolf dagegen bemerkt vorsichtig, dass Wurstisen wirklich in Padua betreffende Vorträge gehalten, scheine ihm aus Galileis Erzählung, da die Dialoge nicht direkt Geschichte sein sollten, nicht nothwendig hervorzugehen. Aber, wenden wir ein, wie anders konnte Galilei von Wurstisen und seiner Anschauung Kunde erhalten? aus seinen Schriften? Aber Wurstisen erklärt ja dort einen Ptolemäer, nur nebenbei erwähnt er, wie wir sahen, mit lebhaftem Lobe des Copernicus, ohne aber sein

System auseinander zu setzen. Wir sind also doch auf eine persönliche Einwirkung angewiesen.

Das Räthsel wäre gelöst, wenn wir sonst von einem Aufenthalte Wurstisens in Italien wüssten. Direkt wird es nicht erzählt; aber überhaupt liegen über sein Leben nur spärliche, fast zufällig erhaltene Nachrichten vor. Dass ein Gelehrter oder ein Künstler des XVI. Jahrhunderts, zumal ein Schweizer, einmal in seinem Leben die Alpen überstieg, war etwas ganz gewöhnliches; aber immerhin hätten wir gerne ein positives Zeugnis. Man wird es begreiflich finden, dass ich gerade auch darauf hin Wurstisens Werke durchmustert habe, ob sich irgend eine Autopsie für Italien verrathe. Dass er die nähere und weitere Umgebung seiner Heimatstadt durchwandert hat, kann man überall beobachten, auch in Zürich, im Elsass, im Breisgau ist er zu Hause. Von Italien, speciell von der Lombardei besitzt er eine eingehende geographische Kenntniss; allein die ist ihm überhaupt und ebenso gut für Frankreich, West- und Süddeutschland eigen. Wo er das Erdbeben von Basel berichtet, fügt er bei: „Es thuond auch dieses Ungevells Meldung die drey alten Verslein, so man zû Villach in Kärnthen in S. Jakobs Kirchen in einer Mauer eingehauen liest, also lautende u. s. w.“ Es gliche dem Autor ganz, dass er die Inschrift selbst abgeschrieben, that er doch solches auch sonst, z. B. in Delsberg, in Breisach; ausgeschlossen ist aber doch eine andre Uebermittlung nicht; an den oberitalienischen Seen kennt er Weg und Steg, „sie gewonnen, sagt er von den Eidgenossen, die 1503 über den St. Gotthard gezogen waren, erstlich die Landwehre, war ein verwahret lange Mauer am See bei Murata mit einem Thor allein, dem Pass zur Hut gemacht“. Bekanntlich ist die Chronik mit vielen Bildern, zum Theil schon oft verwendeten, geziert — die besten

sind von Urs Graf. — Dreimal nur erläutern diese Randbilder im Text besprochene Oertlichkeiten, die Pierre Pertuis, Basel im Erdbeben — ein brennendes Basel zähle ich nicht mit, denn die Stadt ist durch Lots Weib deutlich als Sodom charakterisiert — und die Festung zu Mailand; letzteres ist das grösste Bild des ganzen Werkes; und gegen seine Gewohnheit weist der Autor noch im Text darauf hin. Also eine starke Bevorzugung; den Grund dafür in persönlicher Bekanntschaft zu suchen, scheint mir nicht sehr gewagt. Aber zweifellos hat Wurstisen das Schloss und Kloster zu Ripailles am Genfersee gesehen, den einstigen Aufenthalt Felix V.; niemand, der die Schilderung liest, wird daran zweifeln. Also: Wurstisen ist südwärts gereist, ist sicherlich an das Südufer des Genfersees gekommen; die Wahrscheinlichkeit ist, dass er auch nach Oberitalien gelangte.

Recht jung ist Galilei, wie er angiebt, gewesen, als Wurstisen seine zwei oder drei Vorträge hielt; er ist geboren 1564, der fragliche Besuch Wurstisens in Italien, oder sagen wir in Padua, könnte also nicht vor Ende der 70^{ger} Jahre fallen. Dass sich davon in Padua keine Spur findet, erklärt sich schon daraus, dass es sich nicht um einen längern Aufenthalt, sondern nur um ein Berühren der Stadt auf einer Reise handelt; dagegen ist im Jahr 1595 am 3. November in der Matrikel der Juristen eingeschrieben: Christophorus Vrstisius Helveticus. Es ist wohl möglich, dass der Sohn eine Universität besuchte, wo schon der Vater einst Verbindungen angeknüpft hatte.

Wurstisen hatte schon über zwei Jahre an der Universität Mathematik gelehrt, als er in den Besitz seiner vollen bürgerlichen Rechte trat, wie der Eintrag im Buche der Geltenzunft zeigt: „Anno domini 1566 uf Sonntag den 25. Tag Novembris hat Herr Pantaleon

Wurstisen diesen seinen beiden Söhnen nämlich Meister (magister) Christian und Asimus Wurstisen die Zunft erneuert, auch darum Rathsherren, Meister und den Sechsen 2 z und dem (Stuben-) Meister 14 Schilling, dem Oberknecht zween Schilling also baar bezahlt“. Wir lesen nicht, dass Christian wie sein Vater, sein Oheim, seine Brüder Aemter der Zunft bekleidet haben; schon seine wissenschaftliche Thätigkeit, jetzt zunächst auf dem Gebiete der Geschichte, hätten ihn davon abhalten müssen.

Wurstisen zeigt in seinen geschichtlichen Werken eine Belesenheit, die einen guten Theil der historischen Litteratur des Alterthums, wenigstens des römischen, manchen Autor des Mittelalters und nicht minder die umfangreichen Compilationen der Humanisten- und Reformationszeit umfasst. Er ist dadurch zu einer weitreichenden Kenntniss der allgemeinen Geschichte gelangt, so dass Irrthümer und Versehen bei ihm in einer Zeit, die noch der bequemen Nachschlagebücher für Alles und Jegliches entbehrte, verhältnissmässig selten sind. Er erwarb sich dieses Wissen durch Anlegung von umfangreichen Auszügen und nicht zum wenigsten durch eine grosse Uebersetzungsarbeit. 1572 erschien zu Basel: des Paulus Aemilius französische und anderer Nationen mitlaufende Historien von Pharamund bis auf Karl VIII.; daran schloss sich 1574 die Uebertragung der Fortsetzung durch Arnold Ferronus und Johann Thomas Frei bis 1568. Wer aber das Buch zur Hand nimmt, greift wohl mit mir auf die letzte Fortsetzung bis zum gegenwärtigen 1574. Jahr „durch den Tolmetschen selbst“. Also eine Darstellung der Bartholomäusnacht niedergeschrieben Ende 1573! Wurstisen ist bis aufs kleinste Detail von den Vorgängen, welche an die Oeffentlichkeit traten, unterrichtet; seine Angaben

über die Thatsachen fallen so ziemlich mit dem zusammen, was die moderne Kritik als feststehend angenommen hat. Er erzählt die Krankheit der Jeanne d'Albret, wie sie von einem Seitenstich (d. h. einer Lungenentzündung) heftig angegriffen wurde, wie sie, was zu dieser Krankheit dienstlich sei, eine Ader habe springen lassen; aber umsonst. Von dem bekannten Verdacht keine Silbe. Die Trauung auf dem Gerüste vor Notre Dame, die Namen der Männer, mit welchen Heinrich spaziert, während die Messe für das Paar gelesen wird, der Schuss auf Coligny, wie ihm der Brief übergeben wurde, wie er ihn las und in Folge davon die Art der Verwundung an beiden Händen, der Eindruck auf den König, „der beim Ballspiel das Racquet in die Erde warf“, wie die Weibsperson im Haus, aus welchem der Schuss fiel, gefänglich eingezogen wird, ebenso der Besuch des Königs beim kranken Admiral, beider Worte, alles das ist ihm genau bekannt. Und so geht es fort, was er über die Schreckensnacht selbst weiss, gehört zu dem zuverlässigsten; der Admiral ist auf den Lärm aus dem Bette aufgestanden, in einem Nachtpelz sitzt er im Lehnstuhl, empfängt erst zwei Stichwunden, dann wird ihm aus einer Faustbüchse ein Klotz in den Leib geschossen. Schön berichtet er den Tod des Petrus Ramus, der, von Dach zu Dach fliehend, herabfiel, den Schenkel brach, und so von den Gegnern ermordet wurde. Wurstisen hatte lange mit ihm in Verkehr gestanden, kurz vorher hatte ihm Ramus noch in einem Brief an Theodor Zwinger einen Gruss übersandt. Weniger genau ist Wurstisen von dem unterrichtet, was in jenen Tagen im Louvre vorgieng; vornehmlich aber fällt auf, wie das Interessanteste bei der ganzen Tragödie, wie das Psychologische vernachlässigt ist. Es mag alles Factum sein, was er von Karl IX. berichtet, von den Freund-

schaftsbezeugungen gegen Coligny bis auf die beiden widerspruchsvollen Briefe nach der That, den ersten — unter andern auch an die Eidgenossen gerichtet — wo er alle Schuld auf die Guisen wirft, und den zweiten, wo er die Protestanten der Meuterei anklagt und die Sache als eine rein politische hinstellt. Aber Klarheit über die Hauptsache bekommen wir nicht, ob es Karl je mit dem Frieden ernst war, oder ob er von Anfang an heuchelt; denn das wichtigste lässt unser Autor weg, die Bearbeitung des Königs durch die Mutter. Auch die durch Baumgarten wohl definitiv gelöste Frage, ob die Mordthat von langer Hand geplant oder aus einem plötzlichen Entschluss entsprungen ist, hat Wurstisen sich kaum gestellt. Wir stehen hier vor einer Grenze seiner Begabung, über die er auch in seinem spätern Werke nicht hinaus kommt. Es kann uns wohl von einfachen Charakteren, wie man sich diejenigen der griechischen Tragödie vorzustellen pflegt, einen Begriff geben, oder sage ich es richtiger, von solchen, die er sich so einfach, sei es im Guten oder im Bösen, vorstellt, wie Eugen IV. und seinen Widerpart Cardinal Allemand von Arles, den er uns schon durch ausgewählte Mittheilungen aus seinen Reden trefflich charakterisiert hat; schwankende Gestalten wie Karl IX. oder Kaiser Sigmund können ihm nicht gerathen.

Ich möchte der Einwendung nicht ausweichen: haben überhaupt diese Aufzeichnungen Wurstisens über den französischen Bürgerkrieg einen Werth als Quelle? In dieser Arbeit, wie in der Chronik erzählt er, dass die Söhne des Admirals, auch seine Tochter, Frau von Teligny, und andre Hugenotten nach der Schweiz kamen und über ein Jahr zu Basel wohnten. Ich trage kein Bedenken, anzunehmen, dass der genaue Bericht, den Wurstisen über Alles zu geben weiss, was Coligny und

seine Umgebung angeht, ihm eben von diesen Flüchtlingen, den kundigsten Zeugen, noch während des Jahres, das auf die That folgte, ist mitgetheilt worden.

Mit der *Epitome Historiæ Basiliensis* betritt Wurstisen sein eigenes Gebiet. Der Titel könnte irre leiten; das Buch bietet nicht eine Geschichte von Basel, sondern die Beschreibung des Rauracherlandes, der Gründung und des Wachstums der Stadt, das Entstehen der einzelnen Gotteshäuser, wobei die Grabstätten hervorragender Männer der Vergangenheit mit Vorliebe berücksichtigt werden; aber auch von der Universität, der Buchdruckerei und den Papiermühlen in Basel ist die Rede. Ich muss es mir versagen, auf den Inhalt näher einzutreten; Wurstisen schrieb dasselbe noch lateinisch; in der Vorrede, die stilistisch ausgearbeitet und mit Wendungen und Sentenzen antiker Autoren geschmückt ist, führt er die Schwierigkeiten aus, die bei dem Mangel der Ueberlieferung seinem Vorhaben entgegenstehen, zumal da durch das Erdbeben so viele Urkunden zu Grunde gegangen. Wie ein Landmann kommt er sich vor, der nach dem Hagelschlag die noch verschonten Aehren zusammenliest. Er zeigt, wie es des Menschen würdig ist, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen, wie Cicero weise sage: „Nicht wissen, was geschehen ist, bevor man geboren war, das heisst immer ein Kind sein. Warum, fährt er fort, sollten wir die Thaten und Zustände der zeitlich und örtlich entlegensten Völker eifriger verfolgen als unsre eigenen, warum fremde Häuser kennen und über das eigne in Unkenntniss sein, zumal da ausgezeichnete Fremde Basel verherrlicht haben, Petrus Ramus in unsern, Aeneas Sylvius in frühern Tagen“. Nachdem er von seiner Quellenforschung berichtet, spricht er die Hoffnung aus, dass diejenigen, welche seinen Stil zu tadeln haben, doch mit seiner Zu-

verlässigkeit und Sorgfalt werden zufrieden sein. Die Sprache ist in der That kein classisches Latein, viele Wendungen und noch mehr Bezeichnungen liessen sich aus den Alten nicht belegen; dafür aber hat sie den Vorzug, der bei der beschreibenden Haltung des Ganzen wohlthätig wirkt, dass sie einfach und klar verständlich ist, die Dinge bei ihrem Namen nennt und nicht in phrasenhafter Umschreibung mit classischen Worten in einen Nebel hüllt, dass kein Mensch weiss, was eigentlich gemeint ist.

Wurstisen bezeichnet selbst die Arbeit als Vorläuferin einer grössern, seiner Baslerchronik, „darin Alles, was sich in obern Teutschen Landen nicht nur in der Stadt und Bistumb Basel, von ihrem Ursprung her nach Ordnung der Zeiten in Kirchen- und Welt-Händeln bis in das gegenwärtige 1580^{ste} Jahr gedenkwürdigs zuge tragen, wahrhaftig beschrieben“. Der Titel betont noch die Berücksichtigung der Eidgenossenschaft, Burgunds, des Elsasses und Breisgaus als „beiliegender Landschaften“. Das Werk umfasst in der Originalausgabe 650 Seiten, als Beilage folgt die Uebersetzung der Beschreibung Basels von Aeneas Sylvius.

Das erste Buch beschreibt die Raurachische Landschaft, sowie alle Herrschaften, Orte und Schlösser in derselben; die sieben folgenden Bücher erzählen die Geschichte der geschilderten Gegend und zwar so, dass Wurstisen versucht, die Lokalgeschichte in ihrem Zusammenhang mit den grossen Weltbegebenheiten aufzufassen. Wir werden daher erwarten dürfen, da die vollkommenste Einheit und Abrundung der Darstellung zu finden, wo die Hauptbegebenheiten der europäischen Geschichte ihren Schauplatz in dem Gebiete finden, das Wurstisen für seine Specialdarstellung gewählt hat, zur Zeit des Basler Concils, der Burgunderkämpfe und des

Schwabenkrieges, während seine Einsicht in die verwickelten Verhältnisse Italiens, in die immer wechselnde Stellung der grossen und kleinen Mächte daselbst nicht genügt, dass er ein anschauliches Bild dieser italienischen Kriege zu Zeiten Maximilians entrollen könnte; offenbar eilt er hier auch, er will nur die Thaten der Eidgenossen, zu denen jetzt die Basler auch gehören, zur Geltung bringen, um an sein Lieblingsthema, an die Reformation zu gelangen. Diese Partie darf man als vorzüglich bezeichnen; vor allem schön ist die Erzählung des Lebens Oekolampads. Hier hat Wurstisen einen Charakter zu zeichnen, den er versteht; man wird diese Seiten Reformationsgeschichte immer gern wieder lesen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen möchte ich an einzelnen Punkten zeigen, wie Wurstisen an seinem Werke und für sein Werk gearbeitet, wie er den Stoff zusammengetragen und gesichtet hat, in welchem Grade befangen oder unbefangen der Geschichtschreiber an die Vergangenheit herantritt, mit welchem Rechte auch bei der annalistischen Anordnung von einer gewissen Kunst der Composition kann die Rede sein, und endlich, welches der sprachliche Ausdruck ist, dem er die Frucht so vieler Arbeit anvertraut hat.

Wurstisen hat sich, wie am schlagendsten das erste Buch beweist, zum Zweck seiner Geschichtsdarstellung ein treffliches geographisches und topographisches Wissen angeeignet. Auf vielen Wanderungen erwarb er sich die Kenntniss seines Terrains, vom Belchen überblickt er die Thäler der Landschaft Basel und die breite Ebene bis gegen Luzern hin; und da fiel ihm ein, dass noch mehrere Berge in der Runde denselben Namen trügen, und er sann nach über des Wortes Bedeutung; er sucht die Gaugrenze und Sprachgrenze auf, stellt auf der Brücke zu Laufenburg über dem schäumenden Rhein

die Betrachtung an, wie hier der Jura sich an den Fluss legt als wolle er hinüberdringen und sich mit dem Schwarzwald vereinigen. Er geht den alten Strassenzügen nach, das Geschlecht der Hufschmiede in Zeglingen, die „arme Herberg“ bei Kilchberg machen ihm wahrscheinlich, dass die Hauensteinstrasse einst einer andern Linie folgte; die Strasse leitet ihn weiter auf den Verkehr in Krieg und Frieden, in seinen Knabenjahren wurden wohl noch die Wagen mit Seilen die jähren Halden hinangezogen. Die Endstationen des Verkehrs über den Hauenstein sind Mailand und Lyon. Den Rhein herunter kommen grosse Schiffe, sie tragen 60 und mehr Menschen, und Seide, Spezereien, Baumwolle, die von Venedig über die Berge nach Zürich gebracht waren.

In Augst verfolgt unser Wanderer die römischen Mauern, er kriecht in die Wasserleitungen, ins Heidenloch, im Wehrathal constatirt er aus den letzten Trümmern die Lage des alten Klosters Klingenthal; in St. Blasien copirt er die Jahrzeitbücher und Urkunden, in Breisach zeichnet er eine Inschrift, die von Peter von Hagenbach meldet, mit Angaben der unleserlichen Stellen ab, im Freiburger Münster besucht er das Grab des letzten Zähringers. Durch Pierre Pertuis wandert er bis nach Aventicum, um aus den römischen Inschriften die Beamten der römischen Colonie abzulesen; vom malerischen St. Ursanne mit dem Schloss und der steinernen Brücke nimmt er eigenhändig eine Skizze auf. Wie jeder, der selbst wandert, sucht er die alten Ortsnamen der Ueberlieferung mit den bestehenden Dörfern und Schlössern zu identificieren; Elsass wird ihm im Anschauen ein edles Land, zwischen Basels Lage und seiner Bedeutung findet er den Zusammenhang. Wir

sehen, der Name eines Stubengelehrten passt auf unsern Wurstisen nicht.

Die Quellen, „die fürnehmsten Autoren, Scribenten und Personen aus deren Schriften und Zuschub diese Basler Chronik zusammengekommen“, zählt er in 2 langen Spalten auf. Dazu treten vor Allem die monumentalen Quellen, die Funde im Boden, die Ruinen, Wappen und Wappenscheiben, Siegel und Münzen; vornehmlich ist Wurstisen stark in der Heraldik; in seinen Aufzeichnungen findet sich eine Menge von Notizen und Skizzen zu Wappen ungezählter Geschlechter; ausserdem verwahrt die mittelalterliche Sammlung einen ganzen Band, der mit fast lauter heraldischen Entwürfen angefüllt ist, meist sind sie nur flüchtig hingeworfen, doch manche auch coloriert; für Helm und Helmzier bedient er sich einer Schablone. Ich finde die Bemerkung bei Haller, er habe den Vorzug, der erste zu sein, der die Farben der Wappen mit beigetzten Buchstaben bezeichnet habe. Zu den Monumentalquellen gehören vor Allem die Inschriften; im Mittelalter fast lauter Grabchriften. Die Sitte, Inschriften anzubringen ist überhaupt nördlich von den Alpen nicht stark verbreitet, weil die wenigsten sie lesen konnten; hätte Dante für eine nördliche Nation geschrieben, er hätte jene gewaltigen Verse nicht über die Höllenpforte geschrieben. Auf den Gräbern jedoch war die Inschrift zu allen Zeiten überall gebräuchlich; manches sichere Datum entnahm Wurstisen den Grabsteinen einer Menge von Kirchen in und um Basel.

Unter seinen Quellen führt er sodann an „alte Briefe und Instrumente in grosser Zahl“. Zu hunderten hat er Urkunden benützt, wie ich mich beim Controlieren seiner Quellen überzeugt habe. Sie sind meist Kirchen- und Klosterarchiven entnommen; eine grosse Anzahl von

Abschriften sind zusammengebunden in *Urstisii codex diplomaticus*; aber auch in dem übrigen handschriftlichen Nachlass findet sich vieles. Wie er sich selbst auf diesem Gebiete schulte, zeigt eine von ihm angelegte besondere Sammlung von Copien von Kaiserurkunden, sie heben an mit Karl dem Grossen — freilich mit einer Fälschung — und reichen, Könige und Gegenkönige ziemlich ohne Ausnahme umfassend, bis auf Friedrich III.; von jedem Fürsten sind meist mehrere Formulare aufgenommen. Hin und wieder ist auch Format und Siegel beschrieben. Jahrzeitbücher, Urbare, Kirchenbücher verschiedener Art sind in grosser Anzahl benützt; die Nachweise über das Vorkommen der Familien und ihrer Glieder, die Wurstisen mit der Angabe des Jahres, da der Name genannt wird, unter und neben die Wappen zu setzen pflegt, sind meist solchen Büchern entnommen; die handschriftlichen Aufzeichnungen und das Wappenbuch wimmeln geradezu von derartigen Notizen. Aus Drucken stammen Verzeichnisse wie der Franziskanerklöster, der Dominikanergenerale u. a. Aus verschiedenen Catalogen und Urkunden stellte Wurstisen selbst ein neues Verzeichniss der Bischöfe von Basel her.

In der vorhin erwähnten Uebersicht der Quellen stehen manche Namen von Zeitgenossen, welche durch Uebersendung von Notizen oder Schriften das Zustandekommen der Chronik gefördert hatten. Ein Brief an den Professor und Schulrektor Wilhelm Stucki in Zürich zeigt, wie er die Epitome an viele Gelehrte übersandte, um sie anzuspornen, sein grösseres Werk zu unterstützen. In dem Sinn schreibt er auch an Abraham Musculus, des bekannten Wolfgang Sohn, einen lateinischen Bettelbrief, wie er scherzt, denn er hat von Franz Fischmann, dem Pfarrer zu Bipp, dem er — beiläufig bemerkt — die genaue Kenntniss jener Gegend und die Angaben

über die Befreiung der Bauern daselbst verdankt, vernommen, Christian Amport habe ihm in Bern aus einer Chronik bewiesen, wie viel älter Wittlisbach sei als Bern. Wenn das Buch nicht zu dick sei und überhaupt ausgeliehen werde, so möge er es dem Ueberbringer des Briefes, dem Zürcher J. J. Bumann, der damals Student in Basel war, übergeben. Von dem Erfolg der Bitte finde ich in der Chronik die Spur nicht. Andre aber kamen ihm mit offener Hand entgegen; er durfte die Protokolle des Notars Salzmann excerpiere; Gottfried von Rammingen, der mit einer der Epitome ähnlichen Arbeit über das Stift Constanz beschäftigt war, wies ihn in langem Schreiben auf unbenützte Strassburger Chroniken, derselbe übersandte ihm Notizen zur Chronologie der Grafen von Freiburg; Michael Rappenberg gab ihm ein Stück eines Auszugs aus der Beinheim'schen Chronik; Henric Petris Angaben über die Erbauung von Farnsburg wird er dessen Sohn verdanken; mit einem gewissen Neid legt er ein Blatt in seine Sammlung, welches verzeichnet „was der Stadtschreiber von Schaffhausen für Instrument hinter sich hat“. Denn ihm waren die authentischen Quellen, welche das Staatsarchiv bieten musste, nicht zugänglich, da wohl jede Regierung des grössten Staates wie der kleinsten Stadt es im XVI. Jahrhundert als Profanierung ihres Geschäftes angesehen hätte, jedem historischen Forscher Einblick in ihre Akten und Protokolle zu gewähren. Was er aus dem Staatsarchiv anführt, ist ihm nur indirekt, zumeist durch die sogenannte Beinheimische Chronik und ihre Erweiterungen bekannt geworden.

Er ist demnach vielfach auf Schriftquellen im engern Sinn, auf frühere Darsteller angewiesen, ohne in den Stand gesetzt zu sein, ihre Angaben an den Urkunden selbst prüfen zu können. Wer die Chronik durchliest,

wird sich leicht überzeugen, dass das Autorenverzeichnis, welches Wurstisen seinem Werke beifügte, nicht unbescheiden gehalten ist. Er zeigt wirklich eine grosse Belesenheit, so dass wir ihm gern glauben, dass er wohl zehn Jahre zu seiner Chronik gesammelt habe. Gefördert wurde er dadurch, dass so manche Werke ausländischer Gelehrter, wie der Raphael von Volaterræ, die Uebersetzung Guiccardinis, Aeneas Sylvius, in Basel gedruckt und daher auf der Bibliothek leicht zugänglich waren. Es kann hier nicht der Ort sein, zu zeigen, wie aus diesen Schriftquellen und dem übrigen namhaft gemachten Material der Text der Chronik zusammengewoben ist; nur die Vorstellung möchte ich erwecken, dass Wurstisen im Ganzen die Rechten um das Rechte befragt habe, wenn er auch von dem Vorwurfe, der ja viele seiner Zeitgenossen trifft, nicht frei ist, dass er das Gewicht der Zeugnisse oft zu wenig gegeneinander abwägt. Es ist nicht methodisch, wenn er für einen Vorgang des XIII. Jahrhunderts dem Matthias von Neuenburg — Albertus Argentinensis nennt er ihn natürlich noch — den Wolfgang Lasius, seinen Zeitgenossen, entgegenstellt, ohne dessen Quellen zu prüfen.

Im Ganzen aber schöpft er aus besten Quellen; für Konrad II. und Burgund aus Wippo, für die Zeit des Investiturstreits aus Lambert von Hersfeld, Bernold von St. Blasien, der anonymen Vita Heinrich IV.; für Barbarossa aus Otto von Freising und seinen Fortsetzern. Für das ausgehende XIII. und den Beginn des XIV. Jahrhunderts ist Matthias von Neuenburg massgebend, zugezogen ist Closener. Für die Zeit des Concils benützt er ausser den Acta vor allen Aeneas Sylvius, dann die sogenannte Beinheimische Chronik; keiner Quelle folgt er aber vertrauensvoller als den Aufzeichnungen des Kaplans Knebel über die Burgunderkriege; er versteht

es, in die oft unzusammenhängenden Notizen des Autors, denen derselbe jeweilen anvertraut, was er als das Neueste erfahren hat, einen rechten Zusammenhang erst zu bringen. Doch liegen ihm auch da und dort noch andre Werke vor wie Commines, dann Stumpf und Etterlin, den er immer aufgeschlagen hat, ferner detaillierte Berichte, wahrscheinlich aus Basel und Strassburg.

Dass er Diebold Schilling zu Gesicht bekam, möchte ich nach genauer Prüfung bezweifeln, doch scheint er die Lieder Veit Webers zu kennen, wie er auch Lieder über den Kampf von Fraubrunnen benützt hat. Schillings Nachfolger Anselm dagegen ist ihm wohl vertraut; für den Schwabenkrieg ist er ihm Hauptgewährsmann; ihm sind auch die lebendigen Züge vom Wirth zu Hiltzingen, der den Schweizer mit der Kuh an sein Haus malen liess, wie die Frau von Roseneck ihren Mann aus Blumenfeld trägt, die kernige Schilderung von Wollebs Tod bei Frastenz entnommen. Mancher Zug stammt aus Stumpf, so die Erzählung von Fürstenbergs Sorglosigkeit; was die Vorgänge um Basel angeht, folgt er öfters lokalen Traditionen. Je näher er seiner eignen Zeit kommt, desto reichlicher und reiner fliessen ihm die speciellen Quellen für die Basler Geschichte, für die Reformation kann er wohl auch noch mündliche Berichte von Zeitgenossen abgehört haben. Für die allgemein schweizerischen Ereignisse muss er Einsicht in Bullingers Manuscript über die Reformationsgeschichte gehabt haben, bei ausführlichern Schilderungen, wie bei Zwinglis Tod, springt das in die Augen. Die Scene, wie in jener Juninacht des Jahres 1529 in einem Saal des Klosters Kappel durch Landammann Aebli von Glarus der Vertrag der fünf Orte mit Oesterreich ungelesen vernichtet wurde, verdankt Wurstisen, wie ich mit Bestimmtheit vermuthe, der mündlichen Erzählung

des Thomas Plater, der den Vorgang mit angesehen hatte.

Nach diesen wenigen Andeutungen über Wurstisens Quellen noch ein Wort über die Kritik, die er an denselben übt. Dass ein Geschichtschreiber, der so eifrig bemüht ist, seine Angaben auf Urkunden zu stützen, der Ueberlieferung gegenüber nicht aller Kritik baar sein kann, wird a priori zugegeben werden. Wurstisen besitzt zunächst eine Eigenschaft des Forschers, die man am ehesten bei denen antrifft, die reich an Wissen sind: die Kunst des Nichtwissens. An recht vielen Stellen gesteht er offen: „Davon habe ich keine Kunde, dafür habe ich kein Instrument, keine Urkunde gefunden“. Auch Dinge, die gemeiniglich fest standen, werden durch solchen Zusatz als unerwiesen der Controverse zurückgegeben. An einer langen Reihe von Punkten stellt er zwei oder mehrere widersprechende Berichte über dasselbe Ereigniss neben einander, ohne eine Wahl zu treffen. Wo eben die Art der Ueberlieferung kein Endurtheil gestattet, will er dem Gefühle des Lesers nicht vorgreifen. So lässt er im Unklaren, ob er Bischof Lüthold II. von Röteln oder von Aarberg nennen soll, ob Ottokars zweite Gemahlin eine ungarische oder eine polakische Prinzessin gewesen sei, die des alternden Rudolf von Habsburg Elisabeth oder Agnes geheissen habe. Unentschieden bleibt, ob Bischof Heinrich von Neuenburg an denselben Rudolf eine Geldsumme bezahlte, ob im Grunde Zürich oder Oesterreich 1351 den Krieg begonnen, ob an den Dauphin nach St. Jakob eine Zahlung geleistet wurde. Für die Stärke der Schweizer bei Navarra stellt er bedeutsam den Guiccardini neben die einheimischen Quellen, nur gerüchtweise nennt er als Anstifter des Ueberfalls auf den Cardinal von Arles bei Benfelden die Gesandten Eugens IV.;

dem Fortsetzer — Zuflicker nennt er ihn — des Abts von Urspringen überlässt er die Verantwortlichkeit für die Aeusserung des Cardinals nach jenem Ueberfall: „Christus war um 30 Silberlinge verkauft, aber Gabriel (Eugen) habe 60,000 fl. geboten, ihn zu überantworten“.

Mit eignen Vermuthungen ist Wurstisen zurückhaltend; öfter begleitet er die Ueberlieferung mit kritischen Bemerkungen; so deckt er die Widersprüche auf in der Chronologie der Ursula und der 11,000 Jungfrauen, schlagend weist er aus der Erzählung der Trithemius, wie Peter von Aspelt vom Arzt Heinrichs VII. zum Erzbischof von Mainz sei befördert worden, die Unkenntniss des Autors nach über Peters bischöfliches Walten in Basel. Eine Ueberlieferung sagt, Homberg sei den Grafen vom Bischof zu Lehen gegeben worden, Wurstisen bestreitet das nach einer Urkunde. Dass die Todtengasse, wie die gemeine Rede gieng, nach den beim Erdbeben dort erschlagenen Flüchtlingen benannt sei, widerlegt er, indem er den Namen aus dem ältesten Jahrbuch von St. Peter schon für 100 Jahre früher hervorzieht. Hyperkritisch sogar ist er dem Brief Hallwyls vom 27. August 1444 gegenüber. Weil er von den auf der Au in der Birs abgeschnittenen sonst nichts las, argwöhnt er, der Brief, der davon spricht, irre in Folge mangelhafter Erkundigung, „indem er geschrieben sei, ehe dann die Sache im Grund erkundigt worden“. Oft kämpft er gegen Volksüberlieferungen, gegen des Pöfels Rede, wie er zu sagen pflegt; grimmig gebärdet er sich da, wo er es mit heidnischem Aberglauben, mit Teufelspuck, wie er überzeugt ist, zu thun hat.

Ein ruhiges, ungetrübtes Urtheil in religiösen Dingen ist eine Eigenschaft, die man bei wenigen neuern Historikern finden mag; bei einem Theologen des XVI. Jahrhunderts, der Calvin und S. Carlo erlebt hat, wird

man es gar nicht suchen. Zwar ist Wurstisen gerecht genug, häufig von frommen Männern im Sinn der alten Kirche zu sprechen, zuletzt noch von Bischof Christoph von Utenheim, auch Historiker genug, um mit liebevoller Sorgfalt eine mittelalterliche Kirchweihe mit allen Ceremonien, oder die zahlreichen Reliquien des Basler Münsters oder die Ritterschaft des heiligen Grabes zu schildern; ja wo es dem Münsterbau zu Gute kommt, hat er gegen den Ablass des Johann von Venningen wenig einzuwenden. Ohne Nebenbemerkung erzählt er die Legende von Fridolin; an Pantalus und der 11,000 Jungfrauen Existenz rüttelt er nicht; nur bei der Erwähnung des Hauses, wo Ursula zur Herberg gelegen, und von St. Martins Stiegen, da sie hinaufgegangen, hat er den Zusatz „so dem etwas zu glauben“. Mit tiefer Achtung spricht er von S. Bernhards Frömmigkeit, über die Mirakel ist er nicht sicher, doch erzählt er sie. Ablehnend verhält er sich gegen St. Chrischona, von dem Kind, das in Mariastein ohne Schaden zu nehmen vom Fels ins Thal gefallen, will er schon gar nichts wissen, und die Vision des Adalbert von Frohburg bei Schönthal wird als Trug der Mönche erklärt. Gewisse exstatische Erscheinungen aber in der Kirche sind ihm vorzüglich antipathisch. Die Flagellanten nennt er Vaganten, „die in eine grobe Abstüzlerei und Irrthum gerathen“, sie sind ihm würdig, „dass man sie als die Wölf zerstäubet oder auf die Galeeren geschmiedet hätte, damit sie die Riemen genugsam empfunden“.

Eine mit Vorliebe ausgearbeitete Partie der Chronik ist der Kampf des Dominikaners Joh. Mulberg gegen die Beginen, die unter dem Schein freiwilliger Armuth und Enthaltbarkeit häufig ein übles Leben führten, und ihre Beschützer, die Barfüsser. Wurstisen verfolgt den Streit durch alle Instanzen bis vor den Papst; wo er

den Barfüßern etwas übles nachsagen kann, verschont er sie nicht. Mulberg dagegen ist ihm wie ein Reformator vor der Reformation. Mit derselben Sorgfalt und Anschaulichkeit sind die Verhöre der Widertäufer im Jahre 1529 geschildert; Wurstisen ist dieser Irrlehre gegenüber etwas ruhiger, doch findet er es in Ordnung, dass ein Täufer, der nicht an die Gottheit und wunderbare Geburt Christi glaubt, noch etwas auf das Gebet hält, „da er sich selbst nicht bekehren wollte“, hingerichtet wurde. Hier theilt er eben die Anschauungen der meisten auch evangelischen Zeitgenossen.

Seinen Protestantismus bewährt er schon im Mittelalter durch eine consequent antirömische Stimmung; dass er für Heinrich IV., für Barbarossa, für Ludwig den Baier gegen Rom auftritt, ist leicht begreiflich; er geht aber weiter; wo irgend ein Gegenpapst aufgestellt wird, von Cadalus an, da stellt er sich auf dessen Seite. Mit fühlbarer Wärme sind die beiden Concilien von Constanz und Basel erzählt; man wird bald inne, wie persönlich sich der Autor zumal bei der Basler Versammlung in seinen Stoff versenkt hat; er lebt ganz darin, wird ein Mensch des XV. Jahrhunderts und fängt an mit den edelsten dieser Zeit auf eine Reformation der Kirche durch diese kühne Versammlung zu hoffen. Hier taucht das eigene Ich des Historikers ganz in dem grossen Stoffe unter.

Dass die religiösen Fragen für Wurstisen das Hauptinteresse in Anspruch nehmen, wird nun glaublich sein, ohne dass das noch an der Reformation nachgewiesen wird. Nur noch eines. Wurstisen ist ein aufrichtig christlicher Mann, dem Gottes Weltregierung unzweifelhaft fest steht; und dennoch spricht er es für seine Zeit selten aus, wie in der Verflechtung der Ereignisse Gottes Finger sich offenbare. Er empfindet hier eine Art

keuscher Scheu, er zeigt ein sich bescheiden menschlicher Einsicht. Den rechten Gegensatz zu ihm bildet der etwa 80 Jahre ältere Diebold Schilling von Bern, der mit den Gedanken des Berner Jehovah vertraut ist, als wäre er dessen Geheimschreiber gewesen. Auch Wurstisen ist teleologisch gerichtet, aber er glaubt nicht, dass der Historiker dem Weltenlenker so leicht in die Partitur hineinschaue. Viel kühler als das Religiöse lässt ihn die Verfassungsgeschichte; an einzelnen treffenden Bemerkungen über die Entwicklung der bischöflichen Macht, die Gelüste der Päpste des XIV. Jahrhunderts, die Bischöfe mit Umgehung der Capitel einzusetzen, fehlt es freilich nicht; was mit der äussern Geschichte zusammenhängt, wie die Ausschliessung der österreichischen Lehensträger vom Rath im St. Jakobkrieg ist klar gegeben, auch die Art, wie der Rath besetzt und die Häupter ernannt werden, ist wenigstens für die Zeit vor 1410 anschaulich geschildert. Von dem Aufkommen des grossen Rathes, der ersten Errichtung des Ammeisterthums, dem Steuerwesen lässt sich das nicht ebenso aussprechen. Zum Theil ist an diesen Mängeln Schuld, dass Wurstisen das urkundliche Material vorenthalten war.

Soll nun die Darstellung Wurstisens kurz charakterisiert werden, so ist vor allem zu bedenken, dass durch die annalistische Erzählung eine tiefgreifende Kunst der Gestaltung fast ausgeschlossen war. Nur selten setzt er sich über die einmal gewählten Schranken hinweg, etwa wenn er bei Erwähnung der Sophie Zibol, der Wohlthäterin des Steinenklosters, gleich ihr weiteres Leben bis zum Tode verfolgt; oder, da er seine Basler Geschichte gern in Zusammenhang mit den wichtigsten Weltbegebenheiten vorführt, leitet er das Erscheinen der englischen Schaaren ein mit einem Ueberblick auf

den englisch - französischen Krieg. Aber im Ganzen scheut er sich nicht, immer wieder den Faden abzureissen und dann von neuem anzuknüpfen genau nach der chronologischen Ordnung der Dinge, um so weniger, da ja die Erzählung durch die eingestreuten Berichte über die Himmelserscheinungen, das Wetter, die Fruchtbarkeit und Theurung doch so häufig unterbrochen werden musste. Glücklich dagegen ist er in der Zusammenknüpfung der Ereignisse: „am Tag der Dornecker Niederlag war eben die mailändische Botschaft auf die angesetzte Tagsatzung zu Zürich kommen“, so führt er in den Zusammenhang ein zwischen dem Schwabenkrieg und den Schicksalen des Lodovico Moro. Am Schluss eines Capitels war jene bange Begegnung König Albrechts mit dem Bischof Otto von Granson in der München Hof erzählt, wo der König nur durch die Geistesgegenwart Hugos zur Sonnen dem Zorn und der Rache des heissblütigen Welschen entgieng. „König Albrecht — so hebt das folgende Capitel an — erfuhr an einem andern Orte, das er zu Basel gewichen“, und weiter wird die That von Windisch erzählt. In vielsagenden Gegensatz stellt er zu der Ceremonie der Kaiserkrönung Friedrichs III. in Rom den Untergang des neuen Rom, „wodurch Mohammed der Christenheit das eine Auge austach und dem zweiköpfigen Adler den einen Kopf abhieb“. Er macht uns aufmerksam, wie in dem Jahre, da das eine mächtige Dynastengeschlecht in der Schweiz mit Berthold V. von Zähringen ausstirbt, der Gründer einer neuen Macht daselbst mit Rudolf von Habsburg geboren wird; der Bund, den 1400 Bern und Solothurn mit Basel schlossen, ist ihm „Prælua und Vorläuffin des Pundts, welchen Basel nach 100 Jahren mit diesen und andern Orten der Eidgenossenschaft angenommen“.

Wichtige Momente charakterisiert er mit einfachen und zugleich wirksamen Mitteln; „mit den Abgesandten der Eidgenossen wurde am neunten Tag Brachmonats (1501) um fünf Uhr nach Mittag die ganze Handlung beschlossen und die eidgenössisch Pündtniss angenommen“. Was liegt alles in der genauen Angabe auch der Stunde! Die Schlussworte über das Concil lauten: „also liess der Bischof zu Basel die Conciliumstühl im Münster, darauf man Sessiones gehalten, die auch bei 16 Jahren da gestanden, hinweg thun und die Form, darinn man die Bullen gegossen, zerbrechen.“ Man hört durch, wie das ganze Ereigniss im Sand verläuft und seine letzten Spuren schliesslich verschwinden. Die treffliche Schilderung der Vorgänge bei der Papstwahl geht nicht allein auf Wurstisens Rechnung; höchst geschickt darauf wird die Einrichtung des für das Conclave hergerichteten Hauses zur Mücke erst beschrieben, nachdem die Wähler bereits hinein sind, wo auch in den Ereignissen eine Ruhepause eingetreten ist.

Werfen wir zum Schluss dieser Betrachtung der Chronik noch einen Blick auf Wurstisens Sprache. Da ist zuerst eine Veränderung zu betonen. Während er in früherer Zeit in Lauten und Wortformen vielfach in den Dialekt verfällt, auch einen holperigen, ungelenten Satzbau zeigt, hat er diese Mängel, als er an seiner Chronik schrieb, wohl über den umfangreichen Uebersetzungen abgestreift; Formen wie *uss*, *uff*, *verston*, *bruchen*, *syge*, *mîn*, *sigind*, *werdind* mit dem alamannischen auslautenden *d* haben den Formen der Schriftsprache Platz gemacht. Nur Urkunden theilt er genau so mit, wie sie abgefasst wurden, wie er selbst sagt, aus einem gewissen sprachlichen Interesse, um zu zeigen, wie zu der oder jener Zeit der Bestand der deutschen Sprache gewesen sei.

Zu Wurstisens grössten Vorzügen gehört sein sprachlicher Ausdruck; manches ist ja hier Gemeingut der Zeit, auch die oft übel angebrachte Sucht zu etymologisieren. Sehr verständig ist die Bemerkung, die er zu den vielen Versuchen macht, den Namen Rauracher aus dem Deutschen zu erklären, dass das Wort überhaupt nicht deutschen Ursprungs sein werde. Im Grossen macht die markige, sinnlich lebendige Sprache, die das Gegentheil ist von moderner Allgemeinheit, den Eindruck, als sei sie vor Allem Eigenthum der Persönlichkeit, die in ihr denkt und redet. An treffenden Bildern hat Wurstisen nicht Mangel. Wo er verdeutlichen will, wie die Franken in ihren eben erst gewonnenen Sitzen von andern Völkern aufgestört werden, heisst es: „Es kamen bald andre Vögel, welche diese aus dem Nest beissen“; von der Pest schreibt er: „das Volk fiel dahin, wie angehend's Winters die Blätter abzureisen pflegen“, von zwei Seiten gefährdet sein ist ihm „zwischen Ross und Wand kommen“. Peter von Hagenbach meint in seinem Uebermuth „zu obrist in den Tolder zum Aegersten Nest gestiegen zu sein“. Humor zeigt er, wenn er den Mauerbrecher, der Rüd genannt, „gegen die Mauern bellen, die Eidgenossen ausziehen lässt, die Feinde auf ihrem Mist zu suchen“. Das Jahr 1525 nennt er das Bauernjubeljahr; von der Zeit des Interdikts heisst es: „da ward weder gesungen noch gemessen“.

Drastische Ausdrücke liessen sich auf jeder Seite herausheben. Da muss Drusus seine Haut über dem deutschen Krieg lassen, Caligula macht sich aus dem Staub, die Alamannen werden vom Kaiser übel abgetrocknet, die byzantinischen Gesandten empfangen bei Karl dem Grossen eine grobe Sau. Erschnappen ist der gewöhnliche Ausdruck für gefangen nehmen, „mit Reden stössig werden“ ist leichter zu verstehen als zu

übersetzen. Die Barfüsser, die vom Rath geschützt werden, haben gute Lichter im Regiment; von einem Gerücht, das sich bestätigt, liest man: „wies doch nach etlichen Tagen der Ausgang, dass dieses Geschrei aus keinem leeren Hafen gerochen“. Dem Poggio ist Wurstisen nicht gewogen, weil er gegen das Concil für Eugen IV. Partei nimmt. Er nennt ihn den florentinischen Mundgauler, von seinen Schmähreden auf Felix V. sagt er: „Summa, was ihm für Schmachwort in das ungewaschen Walchengefress kommen, hat er ausgestossen“.

Die Verse Wurstisens, denn er pflegt lateinische Verse beim Citieren in deutschen Reimen wiederzugeben, stehen hinter seiner Prosa weit zurück; sie sind kunstlos und plump, und wimmeln von Flickwörtern. Nur ein Beispiel: jenes bekannte *Petra dedit Petro, Petrus diadema Rodolfo*, giebt er wieder:

Christus die Kron S. Petro gab
Petrus schankt sie Rudolf dem Schwab.

Wie schon bemerkt wurde, bezeichnet Wurstisen selbst seine Chronik als eine Arbeit von zehn Jahren; ein Manuscript des grösten Theiles des Werkes, das bis 1534 reicht, zeigt auf seinem Titelblatt, dass er mit der Ausarbeitung 1572 begann; die Ausgabe stimmt übrigens sehr häufig mit dieser Handschrift nicht überein, so dass man sich nicht vorstellen kann, dass dieselbe zum Druck gedient habe; in das Manuscript ist auch manche Notiz eingeklebt, die in der Ausgabe fehlt. Wurstisen glaubte seine Aufgabe mit der Veröffentlichung von 1580 nicht erfüllt zu haben; im Gegentheil, er sammelt fleissig weiter; das meiste, was die beiden Foliobände der *Analekten* und *Collectaneen* enthalten, hat im Druck noch keine Verwendung gefunden, ist also erst später zusammengekommen.

Aber diese Sammlung — zumal die *Collectaneen*

und auch der Codex diplomaticus — geht über den Rahmen der Basler Chronik auch im weitesten Umfang hinaus, ebenso zwei weitere Arbeiten; die eine liegt gedruckt vor; ich meine die Ausgabe mittelalterlicher Geschichtsquellen von Heinrich IV. bis auf das Jahr 1400, erschienen 1585 zu Frankfurt. Von den 16 Schriften, welche der stattliche Foliant enthält, kann der Herausgeber neun als zum ersten Mal gedruckt bezeichnen. Mit den wiederaufgelegten machte er sich keine Sorge; die bekannte anonyme Biographie Heinrichs IV. z. B. ist Wort um Wort, auch in den zugefügten Ueberschriften, einer erst im Jahr zuvor erschienenen Frankfurter Ausgabe nachgedruckt. Wo Wurstisen Manuscripte wiedergiebt, darf man eine Genauigkeit nach den Begriffen unsrer Tage nicht erwarten. Für Bernold von Constanz, den er, irre geleitet durch eine Notiz Cuspinians, mit Berthold von Reichenau verwechselt, brauchte er eine ihm von dem Oberstzunftmeister Franz Rechburger zur Verfügung gestellte Abschrift nach dem Autograph des Verfassers, welcher damals sich in Schaffhausen befand. Diese Copie ist noch erhalten; sie enthält Correkturen von der Hand des Basilius Amerbach, welche klar stellen, dass dieser dieselbe vor dem Druck noch einmal mit der Urschrift verglichen hat. Auf einer halben Folioseite nun zähle ich 18 kleine Abweichungen Wurstisens von seiner so sorgfältigen Textesgrundlage. Lob verdienen jedenfalls die fleissigen, ausführlichen Register, dann auch die Erklärung einiger Ausdrücke des mittelalterlichen Latein.

Aus derselben Zeit stammt auch ein bisher wenig beachtetes Manuscript Wurstisens in lateinischer Sprache. Es enthält die Geschichte Heinrichs I., führt die Thaten Ottos bis zur Verleihung Lothringens an Konrad, den Rothen; dann hebt es mit Heinrich V. wieder an und

reicht ohne Unterbrechung bis 1159. Es enthält nicht Wurstisens eigene Worte, sondern aus verschiedenen und verschiedenwerthigen Autoren zusammengefügte Auszüge, doch so, dass, wo auch eine einzige Periode aus mehreren Schriftstellern zusammengestückt ist, doch die Einheit des grammatischen Satzes gewahrt bleibt. Das Mosaik ist ein auffallend buntes, auf einer Seite z. B. für Heinrich I. finden sich Beiträge aus Thietmar von Merseburg, Vidukind, dem Chronicon Urspergense, Lintprand von Cremona mit andern aus Crantz, Nanclerus Aventin, Nicolaus Vignerus gemischt. Seit Heinrich V. sind die Werke des Sigonius ausgebeutet, bei Barbarossa theilt sich dieser mit Otto von Freising fast allein in den Text; manche Seite z. B. ist ohne Unterbrechung dem letztern entnommen, dann zieht der Compiler wieder vor, dem Sigonius zu folgen, der ja selbst nur die Erzählung Ottos in einen glatten lateinischen Auszug gebracht hatte.

Diese Arbeit sollte kaum in der Form, wie sie jetzt, freilich nur fragmentarisch, vorliegt, veröffentlicht werden; es war eine Studie und Vorarbeit; wozu? nicht zur Chronik; denn sie fällt später, da der so reichlich benutzte Sigonius selbst erst 1580, also im Jahr der Chronik erschien. Ein öfter citiertes Wort aus der Vorrede zur Chronik lautet: „(da) gewiss (ist), wann sich ein jedes Land oder Bisthum zur Herfürbringung alter Sachen und Geschichten bemühet, wir alsdann aus Partikularhistorien recht gruntlich ganzer Nationen, Königreichen und Völkern Generalhistorien haben wöllten“. Die Vermuthung darf wenigstens ausgesprochen werden, dass Wurstisen seine Sammlungen im letzten fernen Hinblick auf ein solches Werk angelegt habe.

Seine Vielseitigkeit muss Wurstisen über diesen historischen Studien nicht verloren haben; denn als Coc-

cius und Sulzer durch hohes Alter und Krankheit gezwungen wurden, Urlaub von ihrer theologischen Professur zu nehmen und die Facultät gänzlich verwaist schien, da zu gleicher Zeit Jakob Grynæus auf Bitten des Pfalzgrafen Johann Casimir zu Heidelberg verzog, dort der reformierten Lehre gegenüber der lutherischen zur Alleinherrschaft zu verhelfen, wurde unter den drei Verwesern der Fakultät auch er ernannt; und als bald darauf durch Coccius Tod ein Lehrstuhl definitiv besetzt werden musste, ward Wurstisen vor den beiden andern die Professur des alten Testamentes übertragen. Eine Probe seiner hebräischen Kenntnisse hatte er früher schon an den Tag gelegt durch die Herausgabe und Uebersetzung einiger zu seiner Zeit aufgefundener jüdischer Grabsteine. Die Annahme der theologischen Doctorwürde, die zu dem neuen Amte gehörte, wollte er verschieben bis zur Rückkehr des Grynæus, weil ihm daran lag, dass durch diesen seinen Freund und anti-lutherischen Gesinnungsgenossen die Promotion vollzogen werde.

Allein die Dinge gestalteten sich anders; als im Jahr 1586 die Stelle des Stadtschreibers zu besetzen war, wurde Wurstisen seinem Mitbewerber, dem Pfarrer zu Kilchberg, Antonius Weitz, der in der Hoffnung in der Stadt für seine Familie und die Erziehung seiner Kinder besser sorgen zu können, um die Stelle angehalten hatte, vorgezogen. Was Wurstisen bewog, die akademische Thätigkeit mit dem Staatsdienst zu vertauschen, wissen wir nicht. Man könnte an Besserung der ökonomischen Verhältnisse denken, wenn wir nicht aus einem notarialischen Akt erführen, dass er, wahrscheinlich mit seinem Schwager Glarean, 1570 durch den Tod seines Schwiegervaters Hans Maurer einen nicht geringen Grundbesitz zu Niffer bei Kembs ererbte,

wohl 80 bis 90 Jucharten Landes mit einem Zins von je einem Sester Hafer ab der Juchart.

Kaum war er zu dem neuen Amte erwählt, als er den Auftrag erhielt, mit andern eidgenössischen Gesandten in den Unruhen, die damals zu Mülhausen im Elsass die Bürgerschaft bewegten, zu vermitteln. Seine Amtführung hat in einer bisher nicht gekannten sorgfältigen und reinlichen Führung der Rathsbücher ihre Spuren hinterlassen. Wurstisen hat zuerst ein eigentliches Protokoll der Rathsverhandlungen Samstag den 30. Dec. 1587 eröffnet; er zuerst hat auch die Tractanden übersichtlich als Inhaltsangabe an den Rand gesetzt.

Als Wurstisen bei der Jahreswende auf das Titelblatt seines Rathsprotokolles den lateinischen Vers schrieb:

„Flebilis annus init, heu multum flebilis annus“,

da dachte er wohl nicht an die Bedeutung, welche dieses Wort bald für seine Familie und seine Freunde gewinnen sollte. Schon mit dem 4. März des neuen Jahres treffen wir im Protokoll auf eine andre Hand, und die Verzeichnisse am Rand hören auf; am 29. starb er, erst 44 Jahre alt, am ersten April hielt ihm sein Freund Grynæus im Münster die Leichenrede. Auch zuletzt noch war er mit historischen Studien beschäftigt. Auf Grund einer grossen Zahl von Urkunden arbeitete er ein Werk aus: „von der hohen Stift und nächst gelegenen Gebäuden“. Es blieb unvollendet, doch ist bei der Sorgfalt der stilistischen Ausfeilung nicht daran zu zweifeln, dass er hoffte, das Manuscript bald dem Druck anzuvertrauen.

Ich möchte es ein tragisches Schicksal nennen für die Vaterstadt und ihren treuen Bürger selbst, dass derselbe gerade da aus seinem Wirken abberufen wurde, als ihm durch sein neues Amt die Thür zu urkundlichen Schätzen geöffnet ward, die ihm vielleicht die Lücken

seines Wissens hätten ausfüllen können. Aber auch so ist er uns der würdige Begründer der Basler Geschichtsschreibung und der erste Bahnbrecher für die Bestrebungen unsrer Gesellschaft.

Und wenn wir die Römerwerke der alten Augusta zu verstehen suchen, so wissen wir, dass Wurstisen auf demselben Boden Anregung zur Erforschung alter Zeiten eingesogen; wenn wir die Geschichtswerke der vergangenen Jahrhunderte edieren, so erinnern wir uns, dass er uns auch auf dieser Bahn vorangieng; wenn in unsrer Gesellschaft zum ersten Male die Vereinigung aller Kräfte zur würdigen Herstellung unsres Münsters angestrebt wurde, vergessen wir es nicht, zu einer Zeit, da die mittelalterliche Kunst in Ungunst gefallen war, hat er sich ein freies Urtheil und volle Anerkennung derselben gewahrt. Wir sind damit beschäftigt, zur Topographie unsrer Vaterstadt die kleinsten Baustücke zusammenzutragen; in seiner Epitome hat er für den ganzen Bau den Grund gelegt. Unsre Gesellschaft hat den Beschluss gefasst, ein Urkundenbuch von Basel auszuarbeiten; Wurstisen ist der erste, der mit vollem Verständniss der Wichtigkeit gerade dieser Quellen wohl mühsam genug eine erste bedeutende Sammlung der Art angelegt. Und das schönste bei ihm, die Ueberzeugung, dass die Einzelforschung der Erkenntniss des grossen Ganzen „der Generalhistorie“ dienen soll, auch wir wollen uns derselben nie entschlagen; dann werden wir bei aller Bescheidenheit in der Beurtheilung dessen, was unsre lokale Gesellschaft leistet, immer das höchste Ziel aller Geschichtsforschung vor Augen behalten.

Verzeichniss von Wurstisens Schriften.

Quæstiones novæ in theoricis novis planetarum, doctissimi mathematici Georgii Purbachii. Basel, Henricpetri 1568. Neue Auflage 1573.

Pauli Aemilii und Arnoldi Ferroni Französische . . . Historien, aus der lateinischen Zung vertolmetschet durch Chr. Wurstisen, mit einer Fortsetzung durch Thomas Frey, und 1568 — 1573 durch den Tolmetschen verlängert. Basel, Seb. Henricpetri 1573.

Epitome Historiæ Basiliensis, nebst Series Episcoporum Basiliensium et Rauracensium, und Epistola Aeneæ Sylvii, urbis Basiliensis descriptionem continens. Basel, Henricpetri 1577. Zweite Auflage 1752 durch Brucker in Scriptores rerum Basiliensium minores.

Elementa Arithmeticæ, logicis legibus deducta. Basel, Seb. Henricpetri 1579. Neue Auflage 1595.

Bassler Chronick. Basel, Henricpetri 1580. Zweite Auflage durch Bruckner fortgesetzt bis 1620 in 2 Bänden 1765 und 1772, darnach die dritte Auflage, Basel, Birkhäuser 1883.

Germaniæ historicorum illustrium tomus I und II. Francofurdi apud heredes Andr. Wecheli 1585.

Principum, dynastarum atque nobilium diœcesis Basiliensis catalogus, insignia gentilicia et genealogia (Wappenbuch). Basel, Mittelalterliche Sammlung.

Basler Chronik, erster Entwurf mit Zusätzen, auf dem Titelblatt 1572 Octobris quarta. Angefügt sind Materialien, die Wurstisen später gesammelt hat. Basel, Oeffentliche Bibliothek.

Chr. Urstisii Codex Diplomaticus Brucknerianus. Sammlung vieler Diplome und andrer Schriften . . . gesammelt durch Daniel Bruckner. Basel, Oeffentliche Bibliothek.

Analecta (Rhapsodiæ variarum rerum). Basel, Oeffentliche Bibl.

Collectanea varia; darin N. 17 Sammlung von Urkunden deutscher Könige von Karl dem Grossen bis auf Friedrich III. Manche Blätter enthalten Beiträge von andrer Hand, die W. gesammelt. Basel, Oeffentliche Bibliothek.

Christiani Urstisii Promotiones 1560 und 1562. Basel, Oeffentliche Bibliothek.

Christian Wurstisen über sein Kirchenamt im mindern Basel 1566. Basel, Oeffentliche Bibliothek.

Beschreibung des Münsters und seiner Umgebung. Die Originalschrift ist verloren, von mehrern Handschriften ist die beste auf der vaterländischen Bibliothek (Lesegesellschaft) Basel. Vorarbeiten zerstreut in dem handschriftlichen Nachlass; hervorzuheben „de Basilica majori“ in den Collectanea.

Lateinische Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern zur Geschichte deutscher Könige (Heinrichs I., Ottos I., Heinrichs V., Konrads III., Friedrichs I. bis 1159). Basel, Oeffentliche Bibl.

Copien von Actenstücken von Wurstisens Hand in Gernleri antiquitates, tom. I. Basel, Kirchenbibliothek.

Diarium quorundam memorabilium casuum 1557 — 1573. Bern, Bibliothek.

